

als Schuld oder Verbrechen vorhält“, hat der Heilige Vater in einer Ansprache an das Kardinalskollegium am 2. Juni 1947 unter Hinweis auf die Notwendigkeit der Zusammenarbeit aller Völker gesagt.²⁰ Das ist ohne Zweifel der wesentlichste Mangel des Nürnberger Prozesses, daß der Gerichtshof keine über den Parteien stehende Instanz war und sich seinem Statut nach auch gar nicht das Ziel setzte, alle Kriegsverbrechen zu bestrafen, sondern nur die der einen Seite. Der Internationale Gerichtshof im Haag hat in jahrzehntelanger Praxis gezeigt, daß es wohl möglich ist, höchste juristische Qualifikation und unparteiliche Rechtsprechung zu vereinigen. Eine internationale Strafkammer hätte an ihm ein ausgezeichnetes Vorbild.

Heliopolis

Von HUBERT BECHER S. J.

Name und Werk Ernst Jüngers stehen heute im Vordergrund der literarischen Erörterungen. Man könnte den Eindruck gewinnen, daß er der bedeutendste Dichter-Schriftsteller unserer Tage ist. Das muß jedoch aus andern Gründen bewiesen werden. Aus der Leidenschaftlichkeit aber dürfen wir schließen, daß Jünger die neuralgischen Punkte unserer Zeit und unserer Lage berührt. Seine beiden neuesten Bücher „Strahlungen“, die Kriegstagebücher von 1941—45, und „Heliopolis“,¹ haben die Unruhe um ihn noch anschwellen lassen. Anerkennung und Ablehnung Jüngers werden maßlos. Mit den „Strahlungen“ soll, so heißt es etwa, ein Wendepunkt in der Geschichte der deutschen Literatur erreicht sein; Jünger soll als Verwirklicher des Laienpriesteramtes des Dichters neben Theodor Haecker und Karl Kraus stehen. Die Gegnerschaft Jüngers ist an Zahl und in der Heftigkeit ihrer Angriffe noch größer und unbedingter. Die Ursache dieser Erregung ist das innere, unbewußte oder auch bewußte Weltbild der Beurteiler, die sich schon bei der Berührung mit Jünger unmittelbar betroffen oder angegriffen fühlen.

Mehr noch als den Einzelgedanken, den man gerade liest, spürt man die innere Dichte und Bestimmtheit des Schriftstellers, so daß das besondere Wort ganz vergessen wird und Jünger und seine Anschauung als Einheit und Ganzheit gefaßt werden. Wir sehen davon ab, daß mit dieser Tatsache eigentlich ein großes Lob Jüngers gegeben ist. Wichtiger ist es festzustellen, daß viele, vielleicht die meisten Leser und Kritiker mehr gefühlsmäßig urteilen, als daß sie sich bemühen, zum Kern seiner Auffassungen vorzustoßen. Es ist merkwürdig, daß dieser Schriftsteller, dem man doch am ehesten den Vorwurf einer übergroßen Helligkeit und Wachheit machen könnte, am meisten das Gefühl herauszufordern scheint. Wir wollen nicht der kühlen, rechnerischen Vernunft, dem belehrenden Scharf-

²⁰ Papst Pius XII., Krieg und Frieden, Päpstliche Dokumente Bd. I, Nürnberg 1947, S. 247.

¹ Strahlungen. (648 S.) Tübingen 1949, Heliopolis-Verlag. Ganzleinen DM 18.80. — Heliopolis, Rückblick auf eine Stadt. (440 S.) Ebd. Ganzleinen DM 15.—.

sinn das Wort reden. Im letzten Grund wird keine wahre und echte Erkenntnis gewonnen, ohne daß auch das Herz und die Gesamtheit der Seele tätig ist. Dazu bedarf es aber der eindringlichen Besinnung. Nur wer sich daran gibt, die eigentliche Mitte eines Dichters und seines Werkes kennen zu lernen, wird die Einzelheiten richtig beurteilen und einreihen. In erschreckender Weise zeigt gerade der Kampf um Ernst Jünger, wie weit der moderne Literaturbetrieb sich von diesen Grundsätzen entfernt hat. Die Bücher werden mehr angelesen als gelesen. Man begnügt sich mit ersten Empfindungen und Eindrücken und läßt dann der eigenen Leidenschaftlichkeit freien Lauf, die dann entweder sich völlig begeistert oder aber Steine aufhebt und den Namen auslöschen möchte. Eine solche Art der Tageskritik erzieht aber nicht zu einem selbständigen Urteil, sondern schafft Massenmeinungen.

Der Umstand, daß sich Jünger in seinen letzten Schriften mehr und mehr mit dem Christentum auseinandersetzt, trägt auch viel dazu bei, ihm Feinde zu erwecken. Man glaubt nicht an die Echtheit seiner Gedankengänge. Wer auf sie aufmerksam macht, gerät in den Verdacht, „den Versuch zu machen, Jünger für die katholische Kirche zu beschlagnahmen“. Ohne Übertreibung kann man sagen, daß Jüngers um das Christentum kreisende Gedanken alle auf den Plan rufen, die mit Gott als überirdischer Wirklichkeit und mit seiner Offenbarung als Forderung an die Menschen gebrochen haben. Umgekehrt aber ist es auch so, daß Christen voreilig in Verzückung geraten, wenn sie bei ihm Worte des Gebetes oder der Frömmigkeit lesen.

Jüngers Schriften haben weithin die Form persönlicher Aufzeichnungen. So scheinen seine sachlichen Feststellungen und Erwägungen zugleich Bekenntnisse zu sein. Das Nachsinnen über den Glauben und seine Gegenstände wird sozusagen zu einem persönlichen Ringen. Auch ein persönliches Buch hat seinen inneren, sachlichen Zusammenhang. Es muß erlaubt sein, die gegebenen Ansätze weiterzudenken und zu sagen, was folgerichtig aus ersten Annahmen zu entwickeln ist. Jünger selbst aber zu befehlen, was er zu denken und zu glauben habe, ihm seinen persönlichen Ort zuzuweisen, zu versichern oder auch nur die Möglichkeit zu erwägen, daß er aus stolzer Verstandeshaltung die Gnade des Glaubens ausgeschlagen habe oder zurückdränge, das scheint uns ein Einbruch in den heiligen Bereich des Gewissens zu sein, der selbst bei einem Toten, erst recht bei einem Lebenden die Ehrfurcht verletzt.

Die ins Religiöse greifende Auseinandersetzung um Jünger wirft ein überraschendes Licht auf die Gegenwart. Sie beweist die Zeitnähe Jüngers. Der Kampf unserer Tage um das Heil oder Unheil des Menschen ist der eigentliche Gegenstand seines dichterischen Schaffens.

Die Beurteilung Jüngers wird besonders dadurch erschwert, daß seine Schriften zwischen den herkömmlichen Formen des Schreibens stehen. Die Maßstäbe, die die Kritik für sie im einzelnen anzuwenden pflegt, passen nie ganz. Seine fast philosophischen Abhandlungen wie z. B. über den Frieden enthalten viel Dichterisches. Die der reinen Kunst zuzuordnenden Bücher bieten wieder wissenschaftliche Einschübe. Der Stil und die Sprache stehen zwischen naturwissenschaftlicher Genauigkeit und dichterischer

Schönheit. Dazu hat jedes einzelne Werk noch seine eigentümliche Stellung zwischen den Gattungen.

Die „Strahlungen“ etwa sind ein Tagebuch und sind es wieder nicht. Von einem Tagebuch erwartet man wertvolle Einzelberichte und Einsichten. Wer danach urteilt, wird mit Recht sagen, daß nur ein Bruchteil des Buches lesenswert sei. Indes sind die „Strahlungen“ auch wie ein Roman. Ein Mensch mit all seinen Schwächen und Erhebungen, mit aller Leere und den toten Augenblicken und wieder mit den letzten Erschütterungen seines inneren Wesens stellt sich dem Leser vor, ehrlich und ungeschminkt: So war es, so war ich. Dabei fällt das Absonderliche auf: die „subtile Jagd“, der Genuß, die Teilnahmslosigkeit bei Bombenangriffen und im Angesicht der Schinderhütten, die Liebhabereien, das Erlesene und Überfeinerte des Geschmacks, das Spiel mit dem Abgründigen, Zügellosen und Bösen. Es scheint uns sehr oberflächlich zu sein, dies als Eitelkeit des Autors, als Selbstbespiegelung, als Verblendung eines geistigen Hochstaplers zu brandmarken. Viel weiter führt es, alle diese Dinge als Zeugnisse der Verwurzelung und Verflechtung mit der Wirklichkeit, als Zoll des Menschlichen aufzufassen. Es ringt ein Mensch, um sich zu läutern und um eine gültige Stellung zu gewinnen. Manches Ungewöhnliche, wie z. B. das Traumleben, findet in den „Strahlungen“ noch keine genügende Erklärung. Eine gewisse Undeutlichkeit und Fragwürdigkeit harret einer zukünftigen Läuterung.

Nur wer dies alles bedenkt, wird das Wertvolle und in gewissem Maß Einzigartige der „Strahlungen“ zu würdigen wissen. Nur ein solcher Leser ist auch vorbereitet, dem letzten Buch des Dichters gegenüberzutreten. Wenn Jünger selbst von dem „verworrenen Geräusch“ spricht, das als Antwort der Leser auf ihn eindringe, dann hat er damit die bisherige Wirkung von „Heliopolis“ richtig gekennzeichnet.

„Heliopolis“ bedeutet für jeden Leser wohl zuerst eine Enttäuschung. Wer aus den Tagebüchern ersah, wie sich der Stil Jüngers gelockert hatte, wer von seinem Verlangen las, einmal rein zu „erzählen“, der konnte nur feststellen, daß Jünger zu der Weise der Capriccios und der „Marmorklippen“ zurückgekehrt sei. Gewiß ist die Sprache nicht mehr überall so metallisch und streng gefügt, aber im Ganzen ist „Heliopolis“ eine Weiterführung der Marmorklippen. Eine Fülle philosophischer, ästhetischer, politischer Gespräche und Gedankenreihen erinnern an den Arbeiter, die totale Mobilmachung, den Schmerz und andere Schriften.

Gewiß haben die meisten Leser erwartet, Jünger werde die in „Strahlungen“ und der Friedensschrift erreichte Auseinandersetzung über Gott, den Glauben, das Christentum zu Ende bringen oder entscheidend weiterführen. Das Jenseitige als Träger des Diesseits, das Ewige als Grund des Zeitlichen, das Unendliche als Bürge des Endlichen, Liebe und Gnade als Überwinder der Macht, das erhoffte (oder fürchtete) man. „Heliopolis“ aber verbleibt im menschlichen Bereich.

Statt dessen steigert Jünger seine in den früheren Schriften vorhandenen Eigentümlichkeiten und verwickelt die Verhältnisse. Viele Leser werden dem Buch fast verständnislos gegenüberstehen, zumal wenn sie nicht geneigt sind, irgendwelche Gedankenarbeit daran zu setzen. Wer sich jedoch

diese Mühe nicht verdrießen läßt, wird „Heliopolis“ als ein Werk höchster Geisteskraft schätzen. Ja, er wird Jünger sogar dankbar dafür sein, daß er den religiösen Bereich aus seiner Arbeit sozusagen ausgeschlossen hat. Dieses Urteil muß näher begründet werden.

Ernst Jünger führt in „Heliopolis“ die Auseinandersetzung um das Schicksal des Menschen über die in den Marmorklippen erreichte Stufe hinaus. Hier wurde der Mensch in den ländlichen Gefilden einer südlichen Landschaft aufgesucht. Ackerbauer, Hirten und ihre Ordnung werden aus den finstern Wäldern heraus bedroht. Die Mordbanden des Oberförsters zerstören den Frieden, vernichten die Kultur, die im Kloster des Pater Lampros ihre Krönung hat. Die handeltreibenden Städte der Küste werden auch in das Verderben hineingezogen; aber ihre innere gesellschaftliche Gestalt steht am Rand der Betrachtung. Sie spielen nur insofern eine Rolle, als in ihren Mauern die menschliche Unterwelt besonders groß ist. Indem diese sich mit den Banden des Oberförsters verbindet, vollendet sich der Sieg der blutgierigen Gewalt. Aber neben dem Bösen lebt in der Stadt auch das fromme Bürgertum, das sofort daran geht, unter Gebeten und Gesängen die zerstörten Gotteshäuser wieder aufzubauen.

Heliopolis ist eine Stadt der Zukunft, Mittelpunkt eines großen Staates und in Handelsverbindung mit allen Ländern der Welt. Brot und Wein, Milch und Honig sind die Nahrung nur mehr des Pater Foelix, der hoch im Gebirge in einer Klause die Bienenvölker betreut und gastlich die aus der Stadt kommenden Ratsucher leiblich und geistig erquickt und stärkt. Sonst aber herrscht das Gewoge der Großstadt. Die moderne Technik hat eine solche Vollendung erreicht, daß man ihrer zuweilen überdrüssig wird und um der Erholung willen etwa mittags auf eine Insel fährt, wo nach altem Brauch der an den Hügeln gewonnene Wein in kleinen Schenken getrunken wird.

Gerade die technischen Errungenschaften erschweren das Verständnis bei jedem Leser, dessen Phantasie sich die Fortschritte der Naturwissenschaften nicht vorzustellen vermag. Mit den Atomkräften und den Strahlungen von Licht und Elektrizität geht der Mensch um, wie sein Vorfahre in der Steinzeit mit Faustkeil und Knochenmesser. Es genügt ein „einfaches“ Instrument, der Phonophor, um zu jeder Zeit mit irgend jemand ein Gespräch zu führen. Man kann durch das strahlungstechnisch beeinflusste Glas das Sonnenlicht und die künstlichen Lichtquellen nach Belieben stärken und schwächen bis zur völligen Verdunkelung, kann jeden Grad von Energie gewinnen, kann sich auch gegen jede Strahlung abschirmen. Herde und Öfen sind schon längst überflüssig; thermische Metallverbindungen sind an ihre Stelle getreten. Raketenflugzeuge sind etwas Alltägliches geworden, elektrische Waffen und Ferntodmaschinen überholt. Man kann mit einem Wort sagen, daß der Mensch eine vollkommene Herrschaft über die Natur erreicht hat. Soweit ihre Kräfte dem Genuß, dem körperlichen wie dem geistigen, dienen können, stehen sie jedem zur Verfügung; soweit sie Macht geben, sind sie in den Händen der Hochmögenden. Die Wirtschaft wird natürlich staatlich gelenkt. Dabei aber haben die Regierenden die Einsicht, das Alltägliche dem freien Markt zu überlassen, um so wenigstens den Schein persönlicher Entscheidung zu wahren. Selbst die Wissenschaft

ist weithin mechanisiert. Kunstvolle Maschinen liefern automatisch allen erwünschten Stoff aus den Bibliotheken, Stapelhäusern des Wissens, das bis ins Einzelne verzettelt ist.

Gewiß sind das alles Zukunftsträume; aber das technische Weltbild ist folgerichtig aus den Ansätzen unseres gegenwärtigen Zustandes entwickelt und hat durchaus nichts Unwahrscheinliches in sich. Allerdings verbinden sich mit der Darstellung der technischen Welt Phantasien symbolischer Art, wie die Ausflüge in die Kristallgebirge und die kosmischen Riesenwälder, die den Bereich der Erdbewohner hinter sich lassen.

In dieser Welt also leben die Menschen, deren persönlicher und gesellschaftlicher Stand Jünger beschäftigt.

Ein furchtbarer dritter Weltkrieg hatte die ganze Erde verheert und fast alle Behausungen der Menschen zerstört. Der siegende Regent mußte feststellen, daß sich trotz den großen Erschütterungen die innere Gesinnung seiner Untertanen nicht gewandelt habe. Er könnte zwar ohne Mühe die Welt in eine Kolonie, d. h. in einen Bezirk, wo Sklaven gehorsamen, verwandeln. „Doch lockt ihn kein Regiment, das seiner Idee von Freiheit widerspricht.“ Er hat sich deswegen in einen außerirdischen Bereich entfernt. Nur seine Beobachter bleiben in Heliopolis. Ingeheim bereitet er eine neue Zeit und neue Träger und Vermittler seiner Anschauungen von Herrschaft und Menschen vor. Sie werden ihr Amt antreten, wenn die Heliopolitaner für seine Anschauungen reif geworden sind oder ihre Not so empfinden, daß sie seine Freiheit annehmen können. Denn er ist nicht willens, nach Art des Großinquisitors Dostojewskis die Menschen zum Heil zu zwingen.

An Stelle des eigentlichen Herrn regiert der Prokonsul den Staat. Er hat die zerstörenden Waffen in Zwangsverwaltung genommen. Auch die Wirtschaft, das Geld und die Energie werden von ihm überwacht. Eine ausgewählte Schar von Beamten und vor allem die Armee sind seine Stützen. Die führenden Männer stammen aus dem „Burgenland“, wo noch die alte aristokratische Überlieferung lebendig ist und sich die Dienstleute in patriarchalischer Untertanenbereitschaft um ihre geborenen Herren scharen. Die Regierung selbst baut auf Gerechtigkeit und Ordnung auf im rein inneren Erdenbereich. Der Prokonsul schützt die Schwachen und sichert den ruhigen Fortgang des materiellen und geistigen Lebens, in das er möglichst wenig eingreift.

So könnte alles in schönster Ordnung sein, wenn nicht die unbändige Leidenschaft eine Gegenpartei hervorgerufen hätte, die durch den Landvogt und seine Leute geführt wird. Er strebt nach Herrschaft und Macht im Namen des Volkes. Verworfenen Existenzen, die an jedem Genuß und an jeder Zügellosigkeit Freude haben, die vergewaltigen und die Masse durch ihr Wort betören, erstreben von ihrer örtlichen Befehlsstätte aus den Sturz des Prokonsuls. Freiheit und Glück sind die alten Schlagworte, denen die Menge, die Masse völlig erlegen ist. In jedem Augenblick kann der Landvogt einen Aufstand anzetteln. Der Racheakt eines Parsen, dessen Volk wie das jüdische bei der Masse verhaßt ist, führt zu Mord und Plünderung. Im örtlichen Bürgerkampf messen sich die Kräfte der beiden Parteien. Ein Waffenstillstand stellt zwar die Ruhe wieder her, aber neue Unruhen

und Verwicklungen werden über Heliopolis hinaus internationale Ausmaße annehmen.

Jünger ist der Meinung, die Tage des Prokonsuls und seiner Gerechtigkeit seien gezählt. Er wird die Masse nicht in Volk zurückverwandeln können. Die ihn stützenden Gruppen sind nicht einig, und ihn selbst schwächt ein Zug der Unsicherheit.

Zu den Anhängern des Prokonsuls müssen im allgemeinen die Mauretanier gerechnet werden, die „Techniker der Macht“. Sie sind vollendete Rationalisten des Herrschaftsbereiches, die alle Mittel, Einfluß und Macht zu gewinnen, kennen und einander zum sichern Erfolg zuordnen. Eine innere moralische oder metaphysische Begründung des Herrschafts-Dienstverhältnisses kennen sie nicht. Darum können Mauretanier auch im Dienste des Landvogtes stehen; aber sie gehören an sich mehr zum Prokonsul, da sie keine zügellosen Genießer sind wie die Herren der Unterwelt. Doch können sie nur als Hilfsvölker gelten, da sie sich in dem gleichen Augenblick, in dem die Waage des Erfolges sich dem Landvogt zuneigt, der siegenden Partei anschließen werden.

Die eigentliche Stütze des Prokonsuls ist das Heer, das auf den Augenblick wartet, den Landvogt zu vernichten. Mut und Ehre sind die Grundpfeiler des Soldatentums. Der Mut äußert sich in unbedingter Bereitschaft und blindem Gehorsam, die genau so bereit sind, auf verlorenem Posten zu stehen wie vor den Augen aller das Äußerste zu wagen. Die Ehre aber stellt den Soldaten vor die eigentliche Entscheidung. Die gegebenen Einzelverhältnisse, die ein allgemeiner Befehl nicht berücksichtigt, können ein Handeln fordern, das sogar das genaue Gegenteil des ergangenen Befehls darstellt. Wer das Ziel und den Sinn der erhaltenen Weisung bedenkt, muß den Mut haben, nach der Weisung Maria Theresias vorzugehen, die eine eigene Auszeichnung für eine solche persönliche Verantwortungsbereitschaft stiftete. Man hat darum auf der Kriegsschule von Heliopolis eigene moraltheologische Vorlesungen eingerichtet. In der großartigen Dichtung „Der Steg von Masirah“ wird uns das Ringen um den inneren Sinn des Soldatentums in seiner ganzen abgründigen Tiefe vorgeführt. Der General ist Gegner der Erweichung des blinden Gehorsams durch die Moraltheologie. Es scheint ihm, als ob das Wesen des Soldaten zerstört werde, wenn die persönlichen Empfindungen und Urteile des Einzelfalls mit Vorbedacht einbezogen werden. Er fürchtet, die Entschlossenheit des Kämpfers zu schwächen und die Schlagkraft der Armee zu schmälern. P. Foelix gibt dem General Recht. So enthüllt sich die ganze Fragwürdigkeit und der niedere Rang des soldatischen Seins. Es ist nicht in der Lage, das Unrechte und das Böse zu bannen. Der Kriegerstand ist nicht fähig, die Welt und den Menschen zu ordnen.

Über der Armee steht der Staatsmann, der Prokonsul, der für Allgemeines und Einzelnes in gleicher Weise Sinn hat. Seine Herrschaft will Gerechtigkeit, will das Recht der Starken und der Schwachen, will wirtschaftliche Blüte, will Kultur, Dichtung und Schönheit als Krönung des menschlichen Daseins. Er selbst umgibt sich mit Dichtern und Künstlern und liebt es, in großen Treibhäusern alle Wunder der Pflanzenwelt zu sammeln. Das Erblühen einer seltenen Blume zu sehen ist ihm wichtiger,

als bei der Kunde von den blutigen Unruhen den Befehlsstand aufzusuchen. Es macht ihm Freude, einer verfolgten Frau Schutz zu gewähren, und er billigt es, daß die staatlichen Machtmittel eingesetzt werden, um einen unglücklichen Gefangenen zu retten, den persönliche Bande mit einem seiner Offiziere verknüpfen. Dieser Reichtum seines Wesens aber läßt ihn auch ein wenig unsicher erscheinen. Er kann sich schwer, im gefährlichen Augenblick wahrscheinlich zu spät oder gar nicht entschließen, ein höheres Kulturgut zu opfern, um die niedriger stehende Ordnungsebene Macht durch äußere Mittel zu sichern.

In dieser gefährdeten Welt steht der junge Kommandant Lucius de Geer als der eigentliche Mittelpunkt des Buches. Er wohnt im Palast des Prokonsuls und ist dem Heer zugeteilt, hat aber auch andere Aufträge politischer und diplomatischer Natur zu übernehmen und zählt den Künstlerkreis des Hofes zu seinen Freunden. In Lucius treffen sich alle menschlichen Bereiche. Er spürt ihr Mißverhältnis und ihr Ungenügen. Als Sohn des Burgenlandes steht er natürlich der dunklen und blinden Macht des Landvogtes und der Masse fern. Er erlebt aber auch in sich die Gefährdung durch das Untermenschliche. Pater Foelix hat es vermocht, ihn den sinnlichen Abenteuern zu entfremden, und so widerstrebt er auch einer letzten Versuchung körperlicher Liebeswerbung. Tief bestürzt ihn das Erlebnis, in böse Gewalttat hineingezogen zu werden, als er im Auftrag des Generals einen Gegenschlag gegen den Landvogt zu führen hat. De Geer vor allem ist es, der versucht, das Soldatentum durch Läuterung des Ehrbegriffes zu erhöhen und das Soldatentum metaphysisch und moraltheologisch zu unterbauen. Er muß sich indes von Pater Foelix sagen lassen, daß er hier auf dem Irrweg ist.

So sucht er denn nach einer Erhebung des Menschlichen durch den Eintritt in erhabene Bezirke als die erfahrbare Welt. Zunächst weiß er um Einsichten, die etwa dem Dichter „in den Pausen zufliegen“ als Antwort aus dem Unendlichen. In diesen Erkenntnissen nimmt der Mensch die Zusammenhänge der Einzelercheinungen wahr; der eigentliche Sinn des Lebens enthüllt sich ihm. Er wird der Deuter der Welt und kann dann auch seine Mitwelt auf eine höhere Stufe führen. Diese ist durch größere Kraft ausgezeichnet. Die Geistesmacht erweist sich als stärker denn alle irdischen Akte der Gewalt und Herrschaft.

In diese Ebene ist auch das Traumleben einzuordnen. De Geer, d. h. Jünger, ist der Überzeugung, daß sich im Traum Gedankengänge zusammenschieben, Gesichte auftauchen, die zwar der späteren Prüfung bedürfen, in denen sich aber doch höhere Erkenntnisse ankündigen. Der Rausch, der dem Gebrauch von Reizmitteln folgt, ist nach Jünger eine Quelle ähnlicher geistiger Entdeckungen. Ihr Rang und ihre Art sind je nach dem Mittel verschieden. Natürlich können auch die Erlebnisse des Rausches nur dann fruchtbar werden, wenn sie der Prüfung und Besinnung unterworfen werden. Jünger ist sich auch der Gefahr von Traum und Rausch bewußt. Aber sein abenteuerndes Herz sucht sie immer wieder auf. Die Fragwürdigkeit dieser Auffassungen wird dem Leser und Beurteiler nicht verborgen bleiben, selbst wenn er zum Teil Jünger recht geben muß.

Entscheidend ist die Auffassung, daß der Menscheng Geist in eine geheimnisvolle höhere Welt hineinragt, die sich ihm nur hier und da eröffnet. Das Wort des hl. Paulus, daß die Erkenntnis der Menschen Stückwerk sei und ihn nur wie in einem Spiegel schauen lasse, hat auf den Dichter einen großen Eindruck gemacht. Dies erklärt auch seine Symbolfreudigkeit, die seine Sprache zugleich erhellt und verhüllt.

Es ist das Schicksal des Menschen, sein Leben in einer steten Gefährdung zu verbringen. Er ist dem Zufall ausgeliefert; er rechnet mit dem Glücksfall und weiß immer um die Möglichkeit der Enttäuschung. Von Wagnis zu Wagnis geht er voran, getrieben von seinem inneren Stern, in der Hoffnung, das Leben zu bestehen. Es wäre unmenschlich, sich ein Leben zu denken, in dem er immer die einzelnen zufälligen Kräfte könnte, sie einzuordnen und abzuwägen vermöchte. Die der Dichtung eingefügte Erzählung Ortner's gewinnt hier ihre Bedeutung. Man hat Jünger keinen Gefallen getan, als man sie gesondert veröffentlichte. Denn sie ist mehr als ein phantastisches Gebilde im Geist eines Poe. Der freventliche Versuch, das Menschenlos der Unsicherheit zu überwinden, endet mit dem geistigen Zusammenbruch: „Ich kehrte auch zur Kirche zurück, in der ich dereinst durch die Taufe aufgenommen war. Ich zähle zu denen, die die Weltangst zu den Altären treibt. Ich folge den Geboten, erfülle das Gesetz. Doch fühle ich im Innersten, daß die Mysterien die Kraft verloren haben und die Gebete nicht durchdringen. Es liegt kein Verdienst in meiner Gerechtigkeit. Ich fühle kein Echo in meiner Brust.“

Damit ist auch ein dritter Bezirk berührt, an dem der Mensch Anteil hat und in dessen Kraftfeld er mit der höheren Welt in Verbindung kommt. Es ist Gott, dem sich der Mensch im Gebet nähert. Jünger meint, daß auch beim Beten, wenn sich die Hände falten, eine Art von Magnetismus spürbar sein müsse, wenn das Gebet durchdringen solle. Der Dichter hat dabei nicht das Gegenüber, Gott, im Auge, sondern die Veränderung und den Zustand des Menschen selbst. Darauf beschränkt sich die Sicht der ganzen Dichtung. Christus wird in ihr nur genannt, insofern er Menschensohn ist und das Urbild des Menschen verkörpert. Denn es ist Jüngers Auffassung, daß jeder Mensch ein Abbild, eine Verpersönlichung der erhabenen, allumfassenden Idee Mensch sei. Je mehr sich der wirkliche Mensch dieser Idee annähert, desto vollendeter ist er, bis er Ab- und Urbild zur Deckung bringt. Wie sich „der“ Christ(us) und „ein“ Christ verhalten, so auch „ein“ Mensch und „der“ Mensch, zu dessen Fülle wir alle heranzuwachsen wünschen.

Der Mensch reicht also nach Jüngers Überzeugung in höhere geistige Bezirke hinein, in denen die einzelnen Personen auch untereinander verbunden sind und sogar Einfluß aufeinander zu nehmen vermögen. Diese Gemeinschaft ist nicht in allem vollendet oder willkürlich; etwas Geheimnisvolles verschattet die Beziehungen, deren Wirklichkeit deswegen aber nicht abgeleugnet werden kann. Es scheint so, als ob die einzelnen Fäden in jenem Reich zusammenlaufen, das uns nach dem Tod aufnimmt. Dort wird alles geklärt; doch können wir schon jetzt vieles nur durch den Bezug auf jenseitige Wirklichkeit aufhellen. Dabei überschreitet Jünger aber nicht

die Grenze des menschlichen Maßes und ruft nicht Engel oder Teufel zu Hilfe, um den Zustand der Heliopolitaner zu erklären.

Der Dichter ist der Ansicht, daß die natürliche Gerechtigkeit und Ritterlichkeit, der Sinn für das Musische und Schöne nicht genügen, um die in der Welt liegenden Spannungen und Gegensätze im Gleichgewicht zu halten. Sein Lucius de Geer hat dies in sich erfahren. Da er nicht an einem letzten Sinn alles Geschehens und einer letzten Ordnung zweifeln kann, ist für ihn in Heliopolis kein Platz mehr. Der Kommandant wendet sich darum der Ordnung des Regenten zu, der wie ein neuer Noah eine neue Lichtmacht verkörpert. Die Grundkraft dieser Herrschaft ist die Liebe, die das Opfer kennt und die das Schwache, Unterdrückte aufnimmt und trägt und so auch ihm gerecht wird. Die Liebe, angefangen vom Verhältnis zwischen Mann und Frau, in denen Geistiges und Leibliches eine Einheit werden, durchflutet alle menschlichen Beziehungen. Es herrscht nicht das Rationale und Technische, sondern etwas Irrationales, das in der Freiheit gipfelt und sein Vor- und Urbild im Wort „Vater“ hat.

Als Vertreter dieser Anschauungen erscheinen in der Dichtung Phares, der Beobachter des Regenten, und Pater Foelix, der „zu den sehr fernen, erhabenen Gestalten, die sich der Welt und ihren Wirren entzogen haben, in Verbindung stand.“ Insofern er zugleich am meisten mit der ursprünglichen Natur lebt und selbst bei seinen Bienenvölkern beobachtet, wie nicht das blinde Gesetz, sondern die Liebeskraft ihr Sein bestimmt, vereint er harmonisch Natur und Geist.

Daß der unendliche Gott der letzte Urgrund dieser Ordnung sei, bedarf keines Beweises. Aber dieser Gott ist der „metaphysische“, nicht der „religiöse“ Gott, der geglaubt wird. Von Religion und Priestertum ist im Buch nur selten und nur andeutungsweise die Rede. Das Beten wird unter der Rücksicht seines Einflusses auf die menschliche Form betrachtet. Christus ist Menschensohn. P. Foelix spendet zwar die christlichen Sakramente, aber ihre übernatürliche Bedeutung bleibt außerhalb des Gesichtskreises. Es ist auch einmal von einer Priesterschaft die Rede, „die zwar die ungeheuren Kräfte des Glaubens kennt, doch ihnen nicht unterworfen ist.“ Das soll wohl bedeuten, daß sie diese Glaubenskräfte nicht entbindet. Sie stärkt ihre Schützlinge nicht dadurch, daß sie ihnen die im strengen Sinn übernatürlichen Kräfte vermittelt. Ihre hohe Übersicht macht sie nur zu „Vollendern des höchsten Angriffs, den die Technik wagen kann und den der heilige Ignatius begonnen hat“. Der Jesuitenorden, auf den hier angespielt wird, erscheint wie im „Arbeiter“ nur als menschliche Organisation, die mit den Augen des Technikers gesehen wird. Vertreter dieser Priesterschaft ist auch P. Foelix. Jünger sagt von ihm: „Es war ein Zeichen seiner Stärke, daß er auch auf den Glauben nicht einwirkte: Er liebte alle Menschen und suchte sie zu kräftigen in ihrem Sein. So hatte er es auch für recht befunden, daß Budur (die Braut de Geers) beim angestammten Dogma blieb. Ihr geht in Reiche (des Regenten), in denen nicht nur der Unterschied der Nationen sich auflöst, sondern in welchem auch das Gemeinte, gleich einem Bogen die Trennung der Meinung überbrückt.“

Jünger hält diese Linie, die vom eigentlich Religiösen absieht, auch dort ein, wo er von anderen Formen der Gottesverehrung spricht, wie von

den Parsen. Er zieht nur das in den Kreis der Betrachtung, was an Auffassungen vom Menschen und der Vollkommenheit des menschlichen Geistes in ihnen lebendig ist.

Dies besagt indes nicht die Leugnung der Religion. Das Gefühl, Jünger stehe ihr etwas fremd gegenüber, wird man nicht verhehlen dürfen. Man kann aber zugleich behaupten, daß der Dichter diesem höchsten Bereich der Wirklichkeit, die auch die Möglichkeit und Tatsachen der höchsten Offenbarung in Christus dem Gottessohn und Erlöser mit einschließt, eine ehrfürchtige Aufmerksamkeit schenkt. Immer wieder spürt man die Vorsicht und das Bemühen, sich selbst und dem Leser ein Gebiet offenzuhalten, das stärkere und entscheidendere Ansprüche stellt als alle Bezirke des mit dem Körper verbundenen Geistes.

In einer Zeit, in der der religiöse Roman modern geworden ist, in der Gott und seine Gnade wie der Teufel und seine Verführung so leicht herbeigeht werden, ist dies ebenso auffallend wie begrüßenswert. Denn wer wollte leugnen, daß die „Erweiterung des dichterischen Raumes“ um das Übernatürliche (vgl. diese Zeitschrift, Bd. 143 [1948] 26—35) mitunter zu leichtfertiger Ehrfurchtslosigkeit führte! Man kann sogar von einer Bedrohung des Irdischen sprechen und muß Jünger dankbar sein, daß er mit großer Sorgfalt die einzelnen Bezirke des Vorreligiösen oder Vortheologischen abgrenzt und in ihrer eigenen Bedingtheit und in ihrem Ungenügen vorstellt. Außerdem erscheinen in dem modernen Roman gar zu leicht Gott und der Teufel als zwei auf derselben Stufen stehende Gegenspieler. Sie sind wie zwei Urmächte. In Wirklichkeit aber steht der aus seiner Ordnung herausgefallene böse Geist unter der Natur und wirkt, wenn auch mit hoher Macht, nur zerstörend als Geist der Tiefe.

Heliopolis ist kein Roman. Nach Jüngers eigenen Worten muß dieser „universal sein, das heißt, er muß zur Welt als Ganzem in Beziehung stehen. Er kann nicht wissenschaftlich, nicht historisch, nicht psychologisch, nicht sozial, ja selbst nicht theologisch sein, obwohl keines dieser Themen von ihm ausgeschlossen ist“. Heliopolis ist nicht das Werk einer reinen dichterischen Gattung. Man könnte die Dichtung eine anthropologische These in der Form einer Erzählung nennen. Was an einem Roman zu tadeln wäre, darf hier gestattet sein und kann Jünger nicht zum Vorwurf gemacht werden. Trotzdem bleibt der Wunsch, Jünger möge zur reinen dichterischen Kunst kommen.

Heliopolis ist ein Gemälde unseres gesellschaftlichen und politischen Zustandes, das an drohender Eindringlichkeit, an kühnem Gedankenflug und manchmal unerhörter Sprachgewalt seinesgleichen sucht. Vor seinen Vorzügen verschwinden die leicht zu karikierenden Eigentümlichkeiten wie die eingeschobenen Beobachtungen der Tier- und Pflanzenwelt, die Lust am Absonderlichen, Erlesenen, Aparten in Wort und Bild.

Schwerwiegend sind indes zwei Vorbehalte, die wir der Dichtung gegenüber machen müssen. Es scheint uns berechtigt zu sein, nur das Naturhafte des Menschen und der menschlichen Gesellschaft darzustellen. Wertvoll ist es, daß Jünger die Untersuchung bis in jene Höhe des Geistigen treibt, in der Erscheinungen wie das zweite Gesicht und andere gemeinhin parapsychologisch genannte Tatsachen auftreten. Es gibt nicht

nur eine animalische, sondern auch eine spirituelle Massen- oder Gemeinschaftskraft. Aber es ist sehr zu befürchten, daß ein Dichter sich so dem Reinnatürlichen verhaftet, daß er die tatsächlich vorhandene Verbindung von Menschlichem und Göttlichem, von Natur und Übernatur aus dem Auge verliert. Wie der Mathematiker in seinem Begriff des Unendlichen beim Indefiniten stehenbleibt und das wesenhaft Unendliche als außer seinem Bereich stehend ausschaltet, so besteht die Gefahr, daß Jünger im Bemühen, alle Bezüge und alles Beziehbare auszukosten, nicht mehr Zeit und Kraft findet, das An-sich-Absolute zu sehen, und sein Hineinragen, in diese Welt verkennt. Der Mensch, der „irgendwie Alles“ ist, hat sich weniger um die Einzelabgrenzungen zu bemühen, als um die Anerkennung und Ausschöpfung des „Das Wort ist Fleisch geworden“ in seiner vollen Glaubensfülle.

An diesem Punkt entsteht ein zweiter Vorbehalt. Für Jünger, wie für jeden Protestanten, ist der Glaube und der gesamte Glaubensbereich eine wesentlich neue Welt, die durch einen tiefen, unübersteigbaren Abgrund von der Natur und der Metaphysik getrennt ist. Es ist ein Sprung ins Dunkel notwendig, der in aller Strenge gesehen, das Hüben zu nichts werden läßt, wenn man das Drüben betritt. Nach katholischer Auffassung aber bedeutet das Reich der Natur und des natürlichen Geistes in seinem gesamten Umfang eine wahrhafte Vorbereitung und Vorbedingung für die Verwirklichung des Glaubensaktes und des Glaubenslebens. Die übernatürliche Gnade Gottes überbrückt eigentlich und wahrhaft die Grenze zwischen Schöpfer und Geschöpf, verwandelt und erhöht das Naturhafte, ohne daß ein Gemisch entstände. Wie Jünger den Trugschluß Kants überwand, der die Erscheinung und das metaphysische Sein wesenhaft trennte, müßte er auch diesen lutherischen Irrtum erkennen, der letztlich der Ursprung des Kantschen Irrweges war. Der beste Deuter Jüngers, Gerhard Nebel,² bejaht mit Recht, daß Jünger die Verschmelzung, den „transzendenten Brei der Mystik“ nicht schätzt. Aber auch er teilt die seiner Glaubensüberzeugung entstammende Meinung, daß beim Verhältnis von Glaube und Wissen, Natur und Übernatur nur das Entweder-Oder, d. h. Vermengung oder Trennung möglich sei.

Jünger hat in Heliopolis sein bisheriges Werk mit großer Kraft höher geführt. Die letzte freie Entscheidung ist in größere Nähe gerückt als je zuvor. Von ihr hängt es ab, ob Jünger zu einer aufbauenden Kraft wird.

² Ernst Jünger, Abenteuer des Geistes. Von Gerhard Nebel. (379 S.) Wuppertal 1949, Marées-Verlag. Leinen DM 9.60. Nebel unterzieht Leben und Werk Jüngers einer eindringlichen Untersuchung. Jedes Kapitel beginnt mit einer sehr sorgfältigen und dankbar begrüßten Zusammenstellung von Texten des Dichters, die dann bis ins Einzelne ergründet werden. Vom gläubig christlichem Standpunkt aus prüft er vorsichtig und ausführlich die Anschauungen des Dichters, wobei Zusammenhang und Entwicklung des Jüngerschen Werkes deutlich werden. Weniger gefällt es, wie Nebel in (begreiflicher) leidenschaftlicher Form gegen die nach 1945 wirksamen äußeren Mächte und ihr Vorangehen Stellung nimmt. Es nimmt dem Buch die sachliche Ruhe und Heiterkeit, die der Haltung Jüngers entspräche.